

Walter Kaufmann

*Meine Sehnsucht  
ist noch  
unterwegs*

Ein Leben auf Reisen

neues leben

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Gefördert durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung

ISBN 978-3-355-01847-0

© 2015 Verlag Neues Leben, Berlin  
Umschlaggestaltung: Verlag,  
unter Verwendung eines Motivs von Barbara Morgenstern

Die Bücher des Verlags Neues Lebens  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

*[www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de](http://www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de)*

Walter Kaufmann wurde 1924 als Sohn der polnisch-jüdischen Verkäuferin Rachela Schmeidler im Berliner Scheunenviertel geboren. Noch als Kleinkind adoptierte ihn das Duisburger Anwalts-ehepaar Sally Martin und Johanna Kaufmann. Die Zieheltern kamen in Auschwitz ums Leben, der Adoptivsohn, dem sie den Namen Walter gegeben hatten, konnte mit einem der letzten Kindertransporte aus Nazideutschland fliehen. In England wurde er in einem Internat aufgenommen, bis er 1940 zusammen mit zweitausend anderen deutschen Flüchtlingen nach Australien verschickt wurde. Dort war er Obstpflücker und Landarbeiter, später vier Jahre Soldat in der australischen Armee, nach 1945 fuhr er auf Frachtern zur See und wurde Schriftsteller.

1957 entschied er sich für die DDR. Er behielt seinen australischen Pass. Seine Reisen führten ihn weit in die Welt. Immer fanden seine Erlebnisse Eingang in Romane, Erzählungen und Reportagen. In »Meine Sehnsucht ist noch unterwegs« treten Reisebegegnungen in den Vordergrund. Hellwach erkundet er Denken und Fühlen der Menschen an den Wegmarken der Zeitgeschichte – in Japan nach dem Atombomben-Abwurf, im jungen Staat Israel, während der Troubles in Nordirland, in der Bürgerrechtsbewegung tief im Süden der USA und nach dem 11. September in New York. Das ist Weltgeschichte, nacherlebt durch individuelle Schicksale.

Für  
Kohei Takahara – Japan  
Hans Lebrecht – Israel  
James Stewart – Nordirland  
Carl Braden – USA

## Kein Land, das ich nicht kenne

Den kürzesten Weg nach Kalkutta wollte er wissen, und welche Meere zwischen Europa und dem Golf von Bengalen lägen. Mir fielen das Rote und das Arabische Meer ein und natürlich der Indische Ozean. Trotzdem stieg Wut in mir hoch – Kurt Trautwein, blaue Augen und Babyspeck, sonst immer sanft und schüchtern, der Neue im Internat, wagte es, mich auf die Probe zu stellen! Schroff antwortete ich ihm, was ich zu wissen glaubte.

»Und jetzt lass mich in Ruh! Ich war damals erst elf, also ist das schon vier Jahre her. Wie soll ich mich da noch an alles erinnern! Wir fuhren von Amsterdam mit dem Schiff, die ganze Zeit war Sturm. Mein Vater hatte mich mitgenommen. Wie du weißt, reiste er viel. Indien! Kalkutta! Hör bloß, wie das klingt! Dabei kannst du dir sicher nichts vorstellen?«

»Nein, gar nichts«, sagte Kurt Trautwein. »Ich glaub auch nicht, dass du da warst.«

»Schlangenbeschwörer«, sagte ich, »bärtige alte Männer mit Turbanen, und Schlangen, die sich beim Lockruf der Flöten aus ihren Körben winden. Unter einem Torbogen ein Flickschuster, der mit nackten Füßen das Leder festhält, damit er die Hände frei hat für die Nadel.«

»Bücherquatsch!«, sagte Kurt Trautwein sanft, »das hast du alles aus Büchern.«

»Bücher riechen nicht«, ließ ich ihn wissen, »höchstens nach Leim. Aber ich habe heute noch den Gestank der Abfälle in der Nase und weiß, wie es stank, als der weiße Ochse mitten auf der überfüllten Straße pisste, und wie die Menschen rochen.«

»Tatsächlich?«

»In Kalkutta«, sagte ich, »da ließ ich mir mein Haar auf der Straße schneiden, ich saß auf einer Packkiste, die Füße im Rinnstein, und der Friseur kniete hinter mir auf einer Matte. Er brauchte lange, und ich saß da und sah das Gewimmel zwischen all den Schubkarren und Ochsenwagen, und wie der Verkehr den Kühen auswich – in Indien sind die Kühe heilig.«

»Bücher«, sagte Kurt Trautwein.

»Weißt du, wie es ist, wenn man erwürgt wird?«, fragte ich ihn. »Einmal, in Kalkutta, gab ich einem zerlumpten Bettler eine Münze, und plötzlich war ich von einem ganzen Schwarm von Bettlern umringt, sie packten mich, und wenn mein Vater mich nicht gerettet hätte, dann wäre ich zu Tode gewürgt worden. In Büchern kannst du was von Palästen und Tempeln und Pagoden lesen, aber wo kannst du lesen, wie man erwürgt wird?«

»Will ich nicht wissen. Erzähl was von den Palästen, Tempeln und Pagoden!«

»Sie waren wunderbar in der Sonne«, sagte ich, »der glänzende Marmor und die goldenen Kuppeln. Und alles spiegelte sich im Wasser des Ganges, die Spiegelbilder zitterten in den Wellen. Aber wenn man aufsah, da prangten wirklich die Paläste unter blauem Himmel. Glaubst du mir jetzt?«

»Fantasie«, sagte Kurt Trautwein.

»Und du bist blöde und fett, und mir wird schlecht, wenn ich dich sehe«, schrie ich. »Wenn dich einer sticht, dann kommt höchstens was Wässriges raus, bestimmt kein Blut.«

Ich packte ihn am Arm, und ohne die Folgen zu bedenken, schleifte ich ihn durch die Brennesseln am Weg, ließ ihn nicht eher los, als bis seine nackten Beine voll roter Flecken waren. Ich selbst spürte das Brennen kaum, aber er schrie und wollte sich losreißen.

»Lass mich los! Du Lügner, du Aufschneider, du Angeber!«

»Kalkutta!«, fuhr ich ihn an. »Das liegt westlich der pakistanischen Grenze und südlich des Himalajas. Und in Bengalen gibt es Tiger, und ich wünschte, es gäbe Tiger hier, dass dich einer anfällt und frisst!«

»Lügner und Aufschneider!«, schrie Kurt Trautwein. »Kein Wort glaub ich dir!«

*Während ich dies schreibe und an den Zwischenfall im englischen Internat zurückdenke, sehe ich das Spiegelbild meines Gesichts auf der Tischplatte – meine Nase wurde an jenem Tag gebrochen, als man mich bei Sonnenuntergang zum Tennisplatz bestellte. Ich habe die Jungen aus dem Boys House wieder vor mir: Gabriel und Sascha und Genek, John, Alan und David und die anderen, alle achtzehn, die in bedrohlichem Schweigen auf mich gewartet hatten. Kurt Trautwein saß abseits auf einer Bank. Sie zogen die Drahttür zu, verschlossen sie, und dann stieg Gabriel auf den Schiedsrichtersitz.*

»Dies ist der Gerichtshof der Schule. Und du bist zum Verhör geladen. Kannst du mich hören, laut und klar?«, forderte er.

Ich nickte.

»Punkt eins: Warst du je in Indien?«

»Eines Tages werde ich nicht bloß Indien, sondern die ganze Welt sehen!«, behauptete ich.

»Beantworte die Frage!«

»Nein, ich war noch nie in Indien.«

»Was beweist, dass du ein Lügner bist.«

Ich schwieg.

»Punkt zwei: Hast du Kurt Trautwein durch die Brennesseln geschleift?«

»Ich habe mich selbst dabei verbrannt. Hier, seht euch meine Beine an! Wäre alles nicht passiert, wenn er mir geglaubt hätte.«

»Warum hätte er dir glauben sollen? Du warst ja nie da!«

»Ich bin durch die Welt gereist, es gibt kein Land auf der Welt, das ich nicht kenne.«

Sie sahen mich an, selbst Kurt Trautwein hob verwundert den Blick. Langsam versank die Sonne hinter den Pappeln. Ihre Gesichter waren jetzt im Schatten. Nur Gabriels Gesicht, oben auf dem Sitz, blieb hell vom Widerschein.

»Weil du ein Lügner bist, wirst du einen fairen Dreirundenkampf mit Sascha durchstehen«, entschied er. »Wenn einer von euch vor Ende der dritten Runde zu Boden geht, ist der Kampf aus.«

Gabriel stieg vom Sitz und trat vor mich hin. »Streck deine Hände aus!« Er zog mir die Boxhandschuhe an und schnürte sie zu.

»Eines Tages gibt's kein Land, das ich nicht kenne«, schrie ich.

Gabriel hörte nicht hin. »Bist du bereit?«, forderte er.

»Macht, was ihr wollt«, sagte ich.

*Als die Boeing auf dem Weg von Berlin nach Australien zur Zwischenlandung den Flughafen Dum Dum anflug, war es vor allem die leidenschaftliche, zwei Jahrzehnte alte Behauptung, ich würde eines Tages auch Indien erleben, die mich das Risiko eingehen ließ, den Anschluss nach Singapur zu verpassen.*

## Kalkutta!

Kurze, stürmische Berührung, und dann: Ein Haufen Bettler belagerte mich und wollte mich nicht loslassen, die Abfälle stanken in der Sonne, ein weißer Ochse stand wiederkäuend mitten im Verkehr und spritzte seinen Urin auf die Straße, Schuster saßen in Torbögen und flickten Sandalen, ich sah den alten bärtigen Schlangenbeschwörer mit dem Turban, und eine lange Schlange ringelte sich um seinen Hals und den linken Arm, andere Schlangen wanden sich aus den Krügen.

Mir schien, als sei ich schon hiergewesen, vor langer, langer Zeit war ich schon in Kalkutta, das Treiben dieser Stadt war mir nicht neu, nur die Symbole europäischer Zivilisation überraschten mich: Bürogebäude, Kaufhäuser, Handelshäuser, große Banken, Leuchtreklamen. Barfüßige Kulis zogen Rikschas, die Basare waren überfüllt, im Hafen wiegten sich die Holzdschunken, ausgemergelte Männer schleppten Lasten, die größer als sie selbst waren, sie schwitzten und keuchten in der Sonne, Frauen trugen schwere Obstkörbe auf dem Kopf, und in Torwegen kauerten zerlumpte Obdachlose. Ich sah Ochsenkarren im Gewühl der Straßen und herrenlose Kühe, und alles gehörte längst zu meiner Erfahrung.

Da ließ ich mich, um Unbekanntes zu erleben, jenseits der Stadtgrenze zu einer Kultstätte am Ganges bringen, wo die Toten dem Feuer übergeben werden, zu einem Platz unterhalb eines Tempels, wo von Scheiterhaufen Rauch aufstieg und die Asche der Toten an eine Steinmauer geschüttet wurde. Räudige Hunde schlichen gierig um den Platz, und auf der Erde hockten Männer und Frauen im Gebet, während Kulis die brennenden Körper im Feuer drehten. Ich sah, wie ein Leichnam mit dem Wasser des Ganges gewaschen wurde, sah die in der Sonne welkenden Blumen und wie der nasse Sari, in den

die tote Frau gehüllt war, allmählich trocknete. Es wurde ein Mahl aus Reis, Milch und Butter zubereitet, sie pressten Nahrung in den starren Mund der Toten, legten ihr Goldstückchen auf die blinden Augen, und dann erhoben sie sich, schritten mit brennendem Schilfrohr um den Stoß, berührten mit den Fackeln ihr Gesicht und Haupt, ehe sie das Stroh entzündeten. Ich sah die bemalten Füße der Toten im Feuerschein, ihre bemalte Stirn, rot wie die Füße, den roten Saum des Sari, der sich rasch in den züngelnden Flammen verfärbte und zu Asche wurde, und überall ringsum schlugen die Flammen der Scheiterhaufen zum Himmel auf.

Ein Mann trug ein weißes Bündel zum Ufer – ein totes Kind, wie zu erkennen war –, vorsichtig stieg er in ein Boot und hielt das Kind so, als bedürfe es noch immer seines Schutzes. Der Ruderer löste das Boot. Sie trieben weit auf den Fluss hinaus. Dort, ganz sacht, ließ der Mann das tote Kind ins Wasser gleiten, das ihm heilig war, das allen Indern heilig ist – was folgte, erlebte ich wie einen Schrei. Aus dem Himmel und durch den aufsteigenden Rauch schoss ein Geier auf das sinkende Bündel herab. Als ich wieder zum Fluss blickte, war der Vogel fort, der winzige Leichnam war fort, ein Tuchfetzen schwamm auf dem gelben Wasser, im Bug des Bootes saß der Mann, das Gesicht in den Händen.

Zwei Stunden später war ich wieder auf dem Flughafen. Die ohnmächtige Verzweiflung des Vaters aber, als der Geier schrie und mit gestreckten Krallen niederstürzte auf sein Kind, verfolgt mich bis heute.

*Ich bin durch die Welt gereist, es gibt kein Land, das ich nicht kenne – unsinnige Prahlerei eines Fünfzehnjährigen. Mit den Jahren jedoch, in Australien nach dem Krieg, begann ich zu erkennen, dass sich Hindernisse, die einer Reise im Wege standen, am ehesten beseitigen ließen, wenn ich die Reise als be-*

reits verwirklicht darstellte. Dann musste ich sie verwirklichen, um vor mir selbst zu bestehen, und oft entdeckte ich, dass ein so gefestigter Entschluss nicht ohne Wirkung auf andere blieb.

»Schon mal in Tahiti gewesen?«, schrie mich der alte australische Schiffsheizer an. Er musste schreien, wir standen bei der Tür des Schuppens, weit weg von dem Gewerkschaftsmann, der Schiffsnamen durch ein Megafon rief. Über uns dröhnte der Verkehr auf der Hafenbrücke von Sydney, die Wände des Schuppens bebten von dem Lärm der Lastwagen, rasselnder Winden, heulender Schiffssirenen. »Papeete«, schrie ich zurück. »Vor paar Jahren. Auf einem französischen Postschiff. *Juliette* hieß der Pott, war hier in der Werft.«

»Wie sieht denn die Heuer aus bei den Froschfressern?«

Ich zögerte, denn auf Tahiti war ich nie gewesen, außer durch Gauguins Bilder und ein Buch über ihn, in dem geschrieben stand:

»Auf Tahiti, im Zauber der tropischen Nächte, lebte er in leidenschaftlicher Harmonie mit allen Geheimnissen um sich herum, dort hörte er die zarte Musik seines bebenden Herzens und war endlich frei.«

»Ich hab dich gefragt, was die Froschfresser zahlen!«

»Ich hab's für einen Schilling und freie Kost gemacht«, brüllte ich, »und hatte verdammt zu tun, wieder nach Australien zu kommen.«

»Einen Schilling und freie Kost!« Der Heizer hob die Brauen und spuckte aus. »Kein organisierter Seemann heuert für einen Hungerlohn an!«

»Aber immerhin, ich war in Papeete«, sagte ich.

Der Heizer blieb unwirsch. »Haste noch mal so einen Drall, dann warte auf die *Fiona* – die fährt nach Suva, Lautoka und Labasa auf Fidschi.«

»Werd's mir merken.«

»Kein Zuckerlecken«, brüllte er, »und auf den Inseln ist das Bier pisswarm.« Er grinste und raunte mir ins Ohr: »Und die Huren da unten am Hafen haben alle den Tripper!«

»Auf Tahiti«, verstieg ich mich, »hatte ich eine, die war jung und sauber wie die Brandung des Meeres.«

»Ha!« Der Heizer schüttelte sich vor Lachen. »Wo hast du das her? Möchte wetten, du bist noch nie in Papeete gewesen. Wie war das – Brandung des Meeres ...«

»Ein Kohlentrimmer – *Fiona!*«, hörte ich den Gewerkschaftsmann durchs Megafon rufen.

Obwohl ich sofort zur Stelle war, war ich nicht schnell genug. Drei Männer standen schon vor mir, und am Ende zählte die Reihe neun – alles kräftige, erfahrene Seeleute. Wie sollte ich gegen die bestehen? Ein halbes Jahr hatte ich über einer Schreibmaschine gehockt, und das sah man mir an. Während der Schiffsingénieur die Reihe abschnitt und die Männer musterte, blickte ich starr geradeaus, meine Spannung wollte nicht weichen. Es war, als weigere sich ein Teil meines Ichs, die Hoffnung aufzugeben. Ich sah dem Ingenieur nach, und plötzlich schien mir, als zwängen ihn meine Blicke, den Schritt zu verlangsamen und keinen der Männer zu nehmen – er ging am siebten vorbei, am achten, am letzten, kehrte um und kam zurück in das Licht, das durch die Tür auf das obere Ende der Reihe fiel. Entschlossen sah ich ihm in die Augen. Er blieb stehen, hob die Hand und wies auf mich.

»Sie«, sagte er, »kommen Sie mit!«

*Inseln in der Sonne: als Seemann erlebte ich wenig von dem, was ich erträumte, doch von dem wenigen ist mir alles geblieben, ist jene Nacht auf Viti Levu geblieben, als ich im Mangohain den Weg verlor.*

Der Hirtenstar war verstummt, die Vögel schwiegen, schliefen im Blattwerk der Mangobäume. Still war die Nacht und dunkel, der Mond schwamm hinter Wolken, und die Sterne leuchteten unendlich fern. Ich konnte das Meer nicht hören und wusste keine Richtung mehr. Da tauchte zwischen den Bäumen eine Gestalt auf, ein Schatten, dunkler als die Nacht. Erschrocken wich ich zurück, als ich eine Hand auf meinem Gesicht spürte – die Hand strich mir über die Stirn, die Augen und Wangen, über Hals und Schultern, fand meine Hand und umfasste sie. Der Mann lächelte. Ich sah das kurze Aufblitzen der weißen Zähne, und ließ mich aus dem Mangohain über Weideland zu einem sichelförmig geschwungenen Strand führen. Der Mond trat zwischen den Wolken hervor, weißes Licht überflutete den Strand, sanft schwankten im Wind die Wipfel der Palmen. Das Rauschen der Brandung war jetzt nah und mächtig. Auf einem Platz zwischen den Grashütten hockten Fidschis im Sand, der Schein des Feuers lag auf ihren Gesichtern. Ich hörte weiche Stimmen zum Klang der Gitarren. Wieder verhüllten Wolken den Mond, Schatten fielen über die Küste, im Dunkel flammten rote Feuerzungen. Ich sah Männer und Frauen unterhalb des Feuers am Ufer tanzen. Man lud mich ein – Bananen und Ananasscheiben, frischer Fisch und gebratene Spanferkel. Das Trinkwasser war wie Wein, kühles Quellwasser in einer Kokosnussschale. Ich kostete ihren Kawa, und bald war mir, als verstünde ich alles: Talo, talo, trink. Noch einmal setzte ich die Kokosnussschale an die Lippen, meine Sinne waren wach für jede Einzelheit – Handbewegungen und Mienenspiel, Blicke, die mich musterten, das Lächeln eines Mädchens am Feuer, ihre geschickten Finger, die Bambusröhrchen mit Garnelen und aus grünen Blättern geformten Kügelchen füllten. Sie drehte die Bambusröhrchen mit Spießen über dem Feuer und richtete die Garnelen und gekochten

Blätter auf Holzplatten an. Durch einen Filter aus Farnblättern goss jemand Kawa in meine Schale nach. Ich trank davon. Bald erschlafften meine Arme und Beine, mein Körper erschlaffte, ich setzte mich, mit dem Rücken gegen eine Palme, und sah den Tanzenden zu. Dann aber war wieder jene Hand auf meiner Schulter. Ich stand auf, um die Tabua, den Walzahn, entgegenzunehmen und schob ihn unter meinen Ledergürtel. Der Mann lachte. Er war jung und stark und sein Handschlag kraftvoll. Talo, talo – mehr Kawa!

Das Mondlicht lag jetzt auf dem Wasser, die Spuren der tanzenden Füße im Sand verloren sich in der Brandung. Der Tanz währte bis in die frühen Morgenstunden. Wer war sie, wie hieß sie, wem gehörte die Frau, die mich einbezog und mit hellem Lachen in Worten zu mir sprach, die ich zu verstehen glaubte?

Als die Sonne aufging, erhob ich mich von dem Lager in der Grashütte. Ich spürte keine Müdigkeit. Das Dorf schlief noch. Ich ging an den verlassenen Strand und schwamm der Sonne entgegen, hinter mir die Kette grüner Berge. Die Brandung trug mich ans Ufer zurück. Der Mangohain jenseits der Palmen lag im Schatten. Ich hörte den Hirtenstar, und im Hain flatterten Vogelschwärme auf. Und habe ich auch den Walzahn verloren, die Erinnerung an jene Nacht wird bleiben.

## Fernes Japan

*Was mich als jungen australischen Soldaten gehindert hatte, mich zum Dienst im fernen Hiroshima zu melden, war eine Kette von Ereignissen, die sich in einem Militärkrankenhaus kurz nach der Zerstörung dieser Stadt zutrugen.*

Als die Bombe gefallen war, verschlechterte sich Unteroffizier Adams' Zustand. Alpträume quälten ihn, seine wilde Gegenwehr hielt den Krankensaal wach, und schließlich verlegte man ihn auf ein Einzelzimmer. Doch er beschäftigte uns auch weiterhin, wir sorgten uns um ihn, wollten nicht, dass er isoliert und auf sich allein gestellt blieb. Wir überredeten den Krankenschwester, bei Oberst Levy, dem Psychiater, ein Wort für Adams einzulegen, und einige Tage später war er wieder bei uns – in sich gekehrt wie zuvor und kaum ansprechbar.

»Was dir passiert ist, hätte jedem von uns passieren können«, sagte Sergeant McTavish zu ihm, »und der Teufel weiß, ob es uns dann besser ginge als dir.«

Adams gab keine Antwort. Er blickte McTavish aus tief eingesunkenen Augen an. Endlich bewegten sich seine Lippen, als versuchte er zu sprechen, dann presste er die Lippen wieder zusammen. Er wandte sich ab und hielt seinen Kopf, als quälte ihn ein schlimmer Schmerz. Wir sahen seine Schultern beben. Plötzlich fuhr er herum und sprach uns an: »Wenn ich wieder im Schlaf schreie, schlagt mich tot, schlagt einfach zu, bis ich verstumme!«

Zwei Nächte schlief er wie betäubt – die Medikamente, die man ihm gegeben hatte, wirkten. Er stöhnte nur von Zeit zu Zeit, und auch die dritte Nacht schien ruhig vorbeigehen zu wollen. Doch dann, beim ersten Morgengrauen – Adams schrie! Wir richteten uns in unseren Betten auf, seine Schreie klangen wie tierische Laute. Im grauen Licht des Morgens sahen wir, wie er sich die Seite des Gesichts hielt, auf der ihm das Ohr fehlte, wir sahen ihn die Hände an die Kehle pressen und sie dann wie gegen einen brutalen Angriff zwischen die Beine schieben. Und er schrie und schrie. Seine Beine schlugen aus, und mit einem langen, furchtbaren Stöhnen, die Hände noch immer in der Leistengegend, brach er zusammen.

»Lew!«, schrie er gellend. »Davey, Bluey, Jack!«

Jemand hatte die Lampen eingeschaltet, ihr Licht wurde grell von den weißen Wänden, den weißen Vorhängen und weißen Betten zurückgeworfen. McTavish beugte sich über Adams, der ausgestreckt dalag, die bleiche Haut glänzte von Schweiß. Seine Lider flatterten. Als McTavish ihm die Hand auf die Stirn legte, starrte er ihn mit irrem Blick an. »Sie sind tot, und ich hab sie umgebracht«, sagte er.

McTavish seufzte. »Das waren die Japs, die gelben Mörder!«

Adams drehte den Kopf weg, um der Berührung von McTavish auszuweichen. »Nein«, schrie er. »Nein!«

»Du hast niemanden verraten«, beruhigte ihn McTavish.

»Lew und Davey und Bluey und Jack«, flüsterte Adams, »ich hab nach ihnen geschrien, und sie haben sich zu mir durch den Dschungel gekämpft, um mir beizustehen. Und in der Lichtung wurden sie in Stücke gehauen – meinetwegen!«

»Der Krieg ist aus«, sagte McTavish.

In Adams' Augen zeigten sich Wut und Wahnsinn, er

setzte sich auf und packte McTavish. »Sie waren die besten Kameraden, die einer haben kann!«, schrie er.

McTavish riss sich los. »Dann denk an die Bombe«, sagte er. »In Hiroshima, da haben diese gelben Hunde für alles gebüßt!«

Wir hatten uns um Adams' Bett versammelt, standen barfuß und fröstelnd in der Morgenkälte und stimmten McTavish zu. Nur Adams hatte sich herumgeworfen und schluchzte trocken. Es war, als betrauerte er über den Tod seiner Kameraden hinaus eine weit schrecklichere Katastrophe – eine, die ich erst Jahre später zu ermessen begann, auf dem Weg nach Kyoto und in Kyoto selbst.

An diesem Abend fand ich die Kreidestriche nicht wieder, die ich immer dort zog, wo ich abbot. Die Straßen, die Gassen, die Häuser von Kyoto glichen einander, ich irrte durch ein Labyrinth von flachen Holzbauten mit Schindeldächern, und in dem schwarzen Himmel schwamm ein gelber Mond. Geishas huschten aus Türen, und das Klappern ihrer Holzsandalen verhallte in der Finsternis. Ich irrte an Teehäusern vorbei, die Stimmen und das Lachen drinnen schienen mich zu verspotten. Am Ende einer Straße fand ich meinen Weg durch einen Kanal versperrt. Da wusste ich, dass ich mich weit vom Gasthaus entfernt hatte.

Über den Kanal wölbten sich kleine, mit Lampions behängte Brücken, die sich in dem träg dahinfließenden Wasser spiegelten. Aus den Bars auf der anderen Seite wehten Klänge einer fremden, für mich sehr fremden, Musik herüber. Dort war es noch belebt, aber mich trennte von den Menschen mehr als das Wasser. Als ein einsamer Flötenton die Musik durchdrang und ich in die Richtung schaute, entdeckte ich einen alten Mann mit einem Schiebekarren. Er war schon an mir vorbei, als mir aufging, dass er Suppe feilbot. Schließlich, lange nach

Mitternacht, fand ich mein Gasthaus wieder – ein Nachtwächter hatte mir den Weg gewiesen.

Die Schuhe in der Hand, schlich ich über den Flur in mein Zimmer. Drinnen brauchte ich kein Licht – die Papierwand zum Zimmer nebenan ließ einen matten Lichtschein durchschimmern. Ich fragte mich, warum mein Nachbar nicht schlief, oder hatte er bloß das Licht ange lassen? Jetzt bewegte er sich. Ich hörte ein Husten, und von dem Geräusch erwachten Sumiko und Chibiko, die Zimmermädchen, die auf meine Rückkehr gewartet hatten und dabei eingeschlafen waren. Sie grüßten mich mit Freudenschreien, und dann machten sie mir mein Bett auf dem Fußboden – breiteten die gefütterte Unterlage auf der Tatamimatte aus und legten das kleine harte Kopfkissen und die Woldecken dazu. Sie zeigten auf die Wand und erklärten mir in drolliger Nachahmung des Englischen, dass nebenan Yamoshiro-san nicht mehr allein sei. Seine Enkelin, ein Mädchen von zwölf Jahren, sei aus Hiroshima zu ihm gekommen.

Durch die Wand konnte ich ein regloses Bündel erkennen, wohl das schlafende Mädchen. »Kommt auch der alte Mann aus Hiroshima?«, fragte ich.

»Haj dozo. Beide aus Hiroshima. Yamoshiro-san jetzt sehr froh.«

»Schön für ihn«, sagte ich und verabschiedete die Mädchen. Sie schienen nicht zu begreifen, das Lächeln wich nicht von ihren runden Gesichtern. »Haj«, riefen sie wieder, doch schließlich zogen sie sich zurück.

Es dauerte, bis ich einschlafen konnte: Das Licht störte mich, der Lichtschimmer – warum bloß ließ der Alte das Licht an?

*McTavish, der die Bombe guthieß, und ein australischer Unteroffizier, der im Krieg ein Ohr verlor und den die Japaner entmannt hatten, Adams der Leidende, den fremdes Leid, den die*

*Zerstörung von Hiroshima, das Auslöschen einer feindlichen Stadt erschütterte, das Licht im Nebenzimmer des Gasthauses von Kyoto, die Reise von Tokio nach Hiroshima – all das führt mich heute in diese Stadt zurück, und auch die Erinnerung an Akira Takayama, dem ich im Zug begegnet war, führt mich dorthin.*

Er sprach von seiner Frau, sein Gesicht war unbewegt, aber die Hand, die ihr Foto hielt, zitterte. »Sie war schön, schön wie ihre Stimme. Aber als sie starb, war auch ihre Schönheit dahin. Sie war verdorrt, wog weniger als ein Kind, und bläuliche Flecken bedeckten ihre Haut am Körper und im Gesicht. Ihr prächtiges Haar war ausgefallen bis auf ein paar dünne Strähnen, und als man sie forttrug, schwebten auch die zu Boden.« Akira Takayama hielt inne, ich spürte seine Einsamkeit und Verbitterung. »Wissen Sie«, fuhr er leise fort, »ich hatte sie überredet, Tokio zu verlassen, weil ich Angst hatte, sie könnte dort Schaden nehmen. Es hatte viele Luftangriffe auf Tokio gegeben. Ich wollte, dass sie davon verschont blieb, und schickte sie nach Hiroshima, wo nie Bomben gefallen waren.«

Der Zug rollte zwischen sanften Hügeln und durch die Kiefernwälder zu Füßen des Fujiyama, dessen Schneekuppe weithin sichtbar war. Die sinkende Sonne warf einen blavioletten Schimmer auf die winterliche Landschaft. Mit schnellen Pinselstrichen malte er Buchstaben auf einen Bogen Seidenpapier, und mit einer Verbeugung überreichte er mir das Geschriebene: *Die Wasser sind klar, die Hügel sind blau.*

»Als die Bombe gefallen war«, sagte er, »trottete ein erblindetes Pferd durch das verwüstete Land, ein haarloses Tier mit langem Schädel, an dem das Blut geronnen war. Weiter und immer weiter trottete es mit schwachen Hufschlägen, und es stolperte, wenn es gegen ein Hindernis stieß. Dann schnaufte es durch geblähte Nüstern und

floh über Leichen und Verletzte, die in den Straßen lagen, und suchte den Stall. Wo das Pferd geblieben ist, weiß niemand zu sagen.«

*Aber dies weiß ich, und es ist die Wahrheit, ist kein Produkt der Fantasie, wie alles, was ich als Fünfzehnjähriger im englischen Internat von mir gab: Das Mädchen aus Hiroshima lachte, ihre Haare flogen, ihre Röcke flogen im Wind, als die Schaukel sie hoch hinaus trug über den kleinen Springbrunnen, den Teich, die Steine im Garten von Kyoto. Im Wasser des Teiches spiegelten sich lichte Wolken, und weit hinter dem Mädchen auf der Schaukel glänzte im Morgenlicht die Kette schneeiger Berge. Doch sie sah die Berge nicht und nicht den Springbrunnen und den Teich, es gab nichts, das sie sehen konnte, obwohl ihre Augen weit geöffnet waren. Denn ihre Augen waren weiß und kannten nur Dunkelheit. Sie lachte, und ihre Haare flogen im Wind, und die Schaukel schwang im weiten Bogen. Am Rande des Teiches tastete sich der alte Mann zu ihr hin. Er schlug im Gehen mit der Stockspitze gegen die Steinumrandung. Sein Gesicht war zerfurcht, er war kahlköpfig, und ihm fehlten die Augenbrauen. Als die Sonne in sein Gesicht schien, wandte er es nicht ab. Seine Augen blieben offen, denn auch seine Augen waren die weißen, toten Augen von Hiroshima.*

## Tokioter Augenblicke

Unterm Hotelfenster erstreckt sich das Häusermeer von Tokio, fernab gleiten rot-weiße Stadtbahnzüge zwischen Stahlträgern dahin, und vor den nahen Häuserwänden wehen Fahnen mit bunten Schriftzeichen. Lautlos bringt mich der Fahrstuhl zum Erdgeschoss, ich verlasse das Hotel – es ist spät nachmittags, noch steht die Sonne schräg und leuchtend über den Dächern von Shinjuku. Unter einem Torbogen sehe ich eine gebeugte Alte zwi-

schen grellbunten Puppen sitzen, nahebei auf dem Gehsteig hockt bettelnd ein Kriegsversehrter auf seinem Beinstumpf, und warum legt da plötzlich jene Frau ihre Handtasche mitten auf den Fahrdamm, wie kann es sein, dass sie dort zu einer Musik zu tanzen anfängt, die nur sie zu hören scheint? Ungläubig nehme ich wahr, dass die Autofahrer behutsam ihre Fahrzeuge um die Frau lenken, keine Bremse kreischt, keine Hupe wird laut. Sie tanzt weiter, bis sich ihr ein Polizist nähert, ihre Handtasche vom Fahrdamm holt und sie behutsam zum Gehsteig zurückführt. Die beiden verbeugen sich voreinander, der Polizist und die Frau, er reicht ihr die Handtasche und geht seiner Wege, auch ich gehe fort. In einem Vorgarten legt ein kleines Mädchen ihren Schal um die Schulter einer Buddha-Statue, ein kahlköpfiger Greis, der nahebei auf einer Bank Schriftzeichen auf ein Holztafelchen malt, nickt ihr freundlich zu. Wenig später, unterm Gewölbe der U-Bahnhalles, winken mir Schuhputzerinnen, die vor ihren Holzkisten knien. Ein kleiner Junge bietet Bildpostkarten feil, die er wie Spielkarten auffächert, und im U-Bahnabteil hebt sich unter all den Gesichtern das eines verträumten jungen Mädchens ab. Der Zug rast durch die Schächte und trägt mich schneller als erwartet zu dem Tanztheater, wo für mich eine Karte für die Nachmittagsvorstellung hinterlegt ist. Die Kabuki-Tänzer bewegen sich marionettenhaft zu wundersamsten Klängen, das Bühnenlicht setzt grell ihre roten Schals von den schwarzen Gewändern ab, während ihre Gesichter hinter kalkweißen Masken verborgen bleiben. In der Pause wird Tee gereicht, er erfrischt, regt an, doch in der Pachinko-Halle, wo die Spieler gebannt auf die rotierenden Bälle, die rotierenden Räder und Scheiben starren, und in Abständen die Automaten klirrende Münzen ausspucken, mutet mich mein Gesicht, das mir die Spiegel ringsum zeigen, merkwürdig fremd an ...

## Takahara

*Er war schlank, hochgewachsen für einen Japaner, gebildet, schon als Student fließend in drei Sprachen. Seine Kaligrafie war wie die eines Malers. Sanft im Umgang, selbstlos im Einsatz, stets an der Seite der Schwachen, ging ihm der Ruf eines mutigen, Mut machenden Mannes voraus.*

Aus dem Kiefernwäldchen führte der Weg an der Tempelmauer vorbei und um den Turm auf der Höhe zu Kyotos Garten der Steine. Er aber sah nichts und erklärte nichts. Kohei Takahara schien blind für alles um ihn her, spürbar drängte es ihn zur Universität zurück. Mir war klar, er durchdachte beim Gehen, was er den Studenten in der Gedenkstunde sagen würde – dies war im März 1953, einen Tag nach Stalins Tod. Ich kannte ihn, es würden keine Phrasen sein, sondern tief empfundene Trauer. Takahara trauerte um Stalin wie um einen Vater. Obwohl unsere Lebensläufe sich glichen, wir beide nahezu dreißig waren, links von der Mitte seit Langem, war Stalin für mich eher ein Symbol gewesen als ein Mensch von Fleisch und Blut – Vorsicht! Hatte es nicht auch eine Zeit gegeben, da hing ein Bild von Väterchen Stalin mit der Pfeife an der Wand meines Arbeitszimmers in Sydney, hing dort, bis Olga Kaplan aus Minsk es vom Haken nahm: »Lass das, dafür weißt du zu wenig.«

Doch nicht in der Erinnerung daran entzog ich mich der Gedenkstunde, sondern weil ich kein Japanisch verstand. Takahara aber, schon in schwarzem Anzug, blütenweißem Hemd, schwarzer Krawatte, ganz in Trauer, sah mich lange an. Ich spürte, meine Verweigerung war für ihn wie eine Gotteslästerung – Stalin war tot, der große Stalin war tot, Väterchen Stalin! Schweigend durchquerte er den Garten der Steine, in sich versunken, mal hier, mal dort verweilend, und es war, als hätte für

ihn die Gedenkstunde schon begonnen. »Was soll ich dort«, fragte ich ihn, »wo ich doch kein Wort verstehe?«

Sein Ausdruck ließ mich ahnen, was er dachte. Doch ich blieb dabei, und nachdem wir uns getrennt hatten, ging ich lange noch durch die Gassen und Gärten der Stadt – und sah ihn erst Tage später unweit von Tokio wieder, dort wo sie den Flugplatz von Haneda durch eine Startbahn für die Flugzeuge der amerikanischen Airforce erweiterten und die Bauern sich vor die Baufahrzeuge auf den Boden warfen, von dem sie lebten, der ihnen genommen war, und bald ein Aufgebot von Polizisten mit Knüppeln und Tränengas anrückte. Dort sah ich Takahara in Parka und Jeans, mit roter Armbinde am Arm, und wie die Bauern hatte er sich vor die Fahrzeuge geworfen, um sie aufzuhalten. Ich sah, wie Polizisten ihn auf die Füße rissen und abführten. Ich rief seinen Namen, doch das ging unter im Dröhnen der Motoren. Er sah und hörte mich nicht, und ehe sie ihn in das Polizeifahrzeug stießen, wandte er sich, die linke Faust zum Gruß erhoben, den Bauern zu, die noch immer mit ihren Leibern die Startbahn blockierten.

*Wir hatten, seit ich in Berlin lebte, den Kontakt zueinander verloren – vergessen aber hatte ich ihn nicht. Und als ich nach mehr als dreißig Jahren von einer Vereinigung von Literaten, die sich den deutschen Klassikern zu Ehren Freunde von Weimar nannte, nach Kyoto eingeladen war, fragte ich nach ihm. Sie würden ihn doch kennen, den langjährigen Kollegen.*

Meine Frage löste Schweigen aus.

Mit undurchdringlichen Mienen saßen sie rund um den schweren Tisch der Bibliothek und vermieden, mich anzusehen. Manch einer blickte durch die hohen Fenster in den Garten hinaus zu den Hügeln unterm Himmel, andere schienen plötzlich nur für die Bücher in den Regalen

ein Auge zu haben. Ich konnte es nur hinnehmen, dass sie schwiegen.

»Er war mein Freund«, fügte ich leise hinzu, »der Übersetzer meines Romans *Stimmen im Sturm*.«

Und wirklich, dass mir am Ende die Auskunft nicht verwehrt wurde, hatte mit der im Roman geschilderten Folterung eines Kommunisten in einem Gestapo-Keller zu tun. Der greise Gelehrte, den sie bestimmt hatten, mir zu antworten, betrachtete mich aufmerksam, ehe er den letzten Aufschrei des Gefolterten zitierte.

»Stalin bricht Hitler das Genick«, sagte er in gutem Deutsch, und leise fügte er hinzu: »Aber auch das Genick unzähliger Getreuer hat Stalin gebrochen – auch Takaharas.«

Auch Takaharas? Im Geiste sah ich ihn im Garten der Steine, sah ihn wie damals, schlank, groß für einen Japaner, mit ernstem Ausdruck und einem nachsichtigen Lächeln um die Lippen, als er sich von mir trennte und über die geschwungene Brücke, die zum anderen Ufer des Teiches führte, meinem Blick entschwand. Takahara ein Opfer Stalins ...

Der Greis nahm meinen Widerspruch lächelnd hin – und erst als ich erfuhr, dass Takahara sich nach den Enthüllungen von Stalins Verbrechen von allem und jedem zurückgezogen hatte, er danach wie ein Einsiedler lebte, begriff ich sein Lächeln als nachsichtig, und dass es ihm um ein Gleichnis ging, als er von Takahara sprach.

Takahara lebte, in Abgeschiedenheit zwar, aber er lebte, und hatte er auch seine Lehrtätigkeit an der Universität aufgegeben, Übersetzer war er geblieben, allerdings nicht länger von heutiger Literatur, sondern der Poesie und Prosa vergangener Epochen – Marlow und Milton, Kleist, Büchner und Lenz – auch Goethe.

»Besonders ihn«, betonte der Gelehrte, »des Dr. Faustus wegen und dessen Bund mit dem Teufel.«

Takaharas Abkehr von der eigenen Gläubigkeit hätte sein Zerwürfnis heraufbeschworen und zu einer geistigen Zersplitterung geführt, die nur in der Gemeinschaft mit anderen zu lindern gewesen wäre.

»Er aber öffnet die Tür für keinen, verwehrt uns allen das Haus. Es ist, als hätte er die Abgeschiedenheit wie ein Dornenkleid übergeworfen – und glauben Sie mir, sollten Sie zu ihm vorzudringen versuchen, wird er sich auch Ihnen verweigern, wie er sich uns allen verweigert hat. Erkennen Sie nun, dass auch er ein Opfer Stalins ist?«

Das war keine Frage, und, wohl spürend, dass nichts hinzuzufügen blieb, richtete der Gelehrte den Blick durch die Fenster zum Garten, über den sich wie ein Schleier die Dämmerung senkte.

# In Israel

## Erste Reise

*Leichter Seewind, der über die schmale Sichel des Strandes blies, ließ die Blätter des Notizblocks flattern, in den ich schrieb – Worte nur, Andeutungen von Eindrücken, Dialogfetzen, den Kern von Antworten auf Fragen, Gedächtnisstützen für später, wenn ich Abstand gewonnen haben und überblicken würde, was zwei Wochen in einem fremden Land herzugeben vermochten – vierzehn israelische Tage, gegensätzlich und so wechselhaft wie das Wetter, das in den Sandebenen zwischen Jerusalem und Jericho wüstenheiß gewesen war und schneidend kalt auf den Gebirgshöhen von Hermon.*

An diesem meinem letzten Tag in Tel Aviv war es warm wie an einem Sommertag auf Rügen – ein strahlender Dezembermorgen, der kaum ausgeglichener hätte sein können. Als ich aufbrechen musste, stand die Sonne hoch am klaren Himmel. Wellen rollten mit schäumenden Kämmen dem Ufer entgegen, heftiger jetzt im zunehmenden Wind. Sie brachen sich am Strand, überfluteten und glätteten ihn bis zu den Steinstufen, die hinauf zur Promenade führten. Oben angekommen, blickte ich mich ein letztes Mal um und ging dann schnell davon.

*Heute, da mir mit dem Abstand von Zeit bewusst geworden ist, wie stark gerade wegen der Begrenztheit meiner ersten Israel-*

*reise jede meiner Begegnungen auf mich gewirkt hatte, weiß ich die Erlebnisse und Erfahrungen, aus denen sich vor meinem inneren Auge ein Bild des Landes zu formen begann, deutlich nachvollziehbar zu schildern:*

Der alte Mann schiebt den laut tickenden Regulator unter Bett – während des Fluges von Berlin hatte er ihn sorgfältig auf den Knien gehütet –, streift die Riemen seines Rucksacks von den Schultern, lässt ihn zu Boden gleiten, nimmt den breitkremrigen schwarzen Hut ab und wischt sich die Stirn. Er seufzt. Die Augenlider flattern müde, während er die Festigkeit des Bettgestells prüft. Er setzt sich. Den Kopf auf die Hände gestützt, blickt er zum Fenster, wo der Regen gegen die Scheibe klatscht wie ein nasses Tuch.

Ein sintflutartiger Wolkenbruch ergießt sich über die Dächer, die vom Sturm gejagten Wolken verdüstern den Abendhimmel, schnell fällt die Nacht, und hoch über die Straße peitscht die Meeresbrandung. Die Gischt schäumt über die parkenden Autos, strömt die Böschung des Parkplatzes hinunter und zwischen die Häuserzeilen. Das alles sieht der alte Mann nicht. Er starrt auf das Rinnsal, das unaufhörlich von der Fensterbank fließt, sein Blick folgt der immer größer werdenden Lache auf den Fliesen. Er hebt seinen Rucksack auf den Stuhl, zieht den Regulator unter dem Bett hervor und vergleicht die Zeit.

»Weh ist mir!«, sagt er. Es ist kalt und zugig, trotz des Wintermantels friert er, stampft mit den Füßen und reibt sich die Arme. »Verzeihung«, sagt er. »Sie werden wollen schlafen.« Ich schüttle den Kopf. »Wer wird können schlafen bei dem Wetter?« Er stellt sich vor. »Heiß ich Gerson, Schmul Gerson. Hab ich Sie schon gesehen auf dem Flugplatz in Berlin und mir gedacht, das ist einer von unsere Leut. Lauter Gojim sonst – was die alle werden machen, hier in Israel?« Er zuckt die Schultern.

»Werd ich mir zerbrechen deren Kopf. Hab ich genug, worüber ich muss brechen mir meinen Kopf. Der Sohn. Ist er gekommen zum Flugplatz, zu holen den Vater? Ist er nicht. Wird er kommen zum Hotel bei dem Wetter? Wird er nicht. Kann sein, ich werd mit Ihnen müssen teilen dieses Zimmer ganze sieben Tage, weil der eigene Sohn hat vergessen den Vater. Hat er vergessen den Vater, werd ich nehmen die Uhr zurück nach Kassel. Ob ich komm von da? Warum nicht? Achtundzwanzig Jahre hab ich gelebt in Tel Aviv und Schuhe geflickt mit diese Hände, und was ist mir geblieben? Leere Hände. Also, was soll ich machen? Leb ich in Kassel von der Rente, die mir zusteht, weil ich bin gewesen im Lager. Gut oder schlecht – ich leb! Besser als in Israel. Bist du alt in diesem Land, bist du vergessen. Das ist die Wahrheit. Sogar der eigene Sohn hat vergessen. Dabei hab ich ihm geschickt das Telegramm aus Kassel, wo ich hab ein Zimmer bei einer Frau. Kocht sie, macht sie sauber, ist sie mir eine Hilfe auf meine alten Tage. Ich hab mein Auskommen bei ihr, tu keinem was, und keiner tut mir was. Wo also ist meine Heimat? Bereu schon, dass ich gekommen bin, wo keiner mich will – nicht mal der eigene Sohn! Oder glauben Sie, er wird nicht haben das Telegramm?«

»Möglich wäre das«, sage ich.

»Weh ist mir«, antwortet er leise. »Wie wird er mich finden, wenn er nicht hat das Telegramm?«

Wo bin ich? Riviera oder Chelsea, Tel Aviv oder New York – wo ich kürzlich war. Die Atmosphäre ist hier ähnlich – ein billiges Hotel, ein winziges Empfangsbüro hinter der Theke mit der Rechenmaschine und dem lauten Kofferradio. An der ständig pendelnden Flügeltür klebt ein Schild: THE CHEAPEST ROOMS IN TOWN! Yakov, der Empfangschef, wendet seinen Kaugummi auf der Zunge, tippt sich an die Stirn beim Anblick des Alten

von Zimmer 123, der (zum wievielten Mal?) nach seinem Sohn fragt.

»Search me, Mr. Gerson«, antwortet er, »I don't know.«

Das Frühstück rechnet er in Dollars ab, für die entsprechenden Dollars würde er auch nach Orangen oder Pampelmusen über die Straße laufen.

Ist dies die Haryakon-Straße oder irgendeine Straße des östlichen Manhattan, wo die Luft so wie hier von den Abgasen der Autos verpestet ist? Der geschäftige kleine Gemüsehändler im Laden gegenüber, mit dem verrutschten schwarzen Käppi auf dem kahlen Kopf, erinnert mich an Sam Finkelstein, den kahlköpfigen New Yorker Juden mit der Nickelbrille und der Lederschürze, der bis spät in die Nacht hinein Obst und Gemüse verkauft.

Es ist jetzt zehn Uhr vormittags – die Sonne strahlt, es wird wärmer, und die vier platinblonden Frauen an dem runden Tischchen vor der Beach Bar, Zigaretten in den Mundwinkeln und vor sich in kleinen Tassen den schwarzen Kaffee, könnten auch in Chelsea, Manhattan, ihrer Kundschaft harren. Lichtreklamen: Singer-Nähmaschinen und Sony-TV, Mietwagen von Avis und ein Drugstore namens Skylab, Shangri-La Massage Parlours und Bourbon Whiskey aus Kentucky. Das Spruchband quer über die Scheibe des Reisebüros Tour-Tel verspricht: PLEASE REST, WE'LL DO THE REST! Fern über den Parkanlagen am nördlichen Strand ragen die Dächer des Hilton und des Sheraton, und fast an jeder Ecke im Umkreis von mehreren Kilometern findet sich ein Bankinstitut, Barclay's Discount, First International, Hapoalim, Israel Discount, Leumi, United Mizrahi – Change, Change, Change. Tel Aviv oder Manhattan – wer, wenn nicht die Fremden, der Tourist aus Stockholm oder aus Düsseldorf, wird in der Lage sein, all die Waren zu kaufen, die Souvenirs, Antiquitäten, Juwelen, Ledermäntel, Lederjacken, die Jeans

aus San Francisco, Chicago und New York? Supermärkte, Kaufhäuser, lange Reihen von Taxis in der Yehudastraße, »Taxi, Sir – Taxi!« Gab es nicht auch in Manhattan Siemens-Waschmaschinen, AEG-Kühlschränke, Rasierer von der Firma Braun? Ein Kino lockt in roten Leuchtbuchstaben mit *Carnal Love* – setzt sich Tel Aviv aus Teilen von New York zusammen?

Ich entsinne mich an kein Wort, das ich als Junge mit meinem Vetter Arnim gewechselt hätte, während der Schulpausen etwa auf dem Hof des Gymnasiums. Der Altersunterschied zwischen uns war so groß, er wird nie geahnt haben, wie sehr ich ihn bewunderte, ihn, den in allen Fächern leistungsstarken Primaner, der auch im Sport überragte. Sicher hat er mich an jenem Sommer-sonntag nicht bemerkt, als er hoch zu Ross den Waldweg entlangpreschte, der an der Stelle, wo ich stand, von einem Holzstapel versperrt war. Ich aber sehe noch heute, wie er dem Pferd die Sporen gibt, das Pferd sich aufbäumt und vor dem Hindernis scheut, doch Arnim ist sattelfest und zwingt das Tier, den Sprung zu tun, und galoppiert zwischen den Bäumen davon – und aus meinem Leben.

Vierzig Jahre lang bin ich ihm nicht begegnet. Mich verschlug es nach Australien, er war nach Palästina ausgewandert und dort Landarbeiter auf einem Kibbuz geworden. Arnim, der Sohn meines Onkels, ein Landarbeiter! Ich sah ihn im Geiste die Wüste urbar machen, den braungebrannten, von der Arbeit gestählten Pionier, hoch auf dem Sitz seines Traktors, zu Pferde auch, Wind und Wetter trotzend ...

Fünfzig Minuten dieses Sonntagabends reichen, auch fünf hätten gereicht, die Kluft, die uns trennt, zu verdeutlichen. Schon die Begrüßung war ernüchternd. Ich hatte Arnim gestört. Täglich nach dem Abendgebet liest er im Talmud, wie er sagt. Und so steht er nun in der Tür

seines kleinen Hauses und betrachtet mich mit Unmut. Wäre ich ihm anderswo begegnet, ich hätte in dem ergrauten Mann mit den schwammigen Backen und dem schlaffen Mund nie das Idol meiner Kindheit erkannt, und da er weder das Käppi vom Kopf noch den Gebetschal von den Schultern genommen hat, verstärkt sich die Entfremdung.

»Ich suche meinen Schutz in der Lehre Gottes«, erklärt er mir mit müdem Blick. »Die Gefahren, die uns umgeben, haben mich in seine Nähe gedrängt. Die Religion ist mir zum lebendigen Erlebnis geworden.«

Unser Gespräch kommt nur stockend voran. Arnims Worten ist zu entnehmen, dass er damals nicht auf dem Kibbuz geblieben ist. Das romantisch verklärte Bild, das ich mir von seinem Leben als Landarbeiter machte, löst sich auf: von dem Geld, das sein Vater, der Bankdirektor, ihm aus Deutschland übermitteln konnte, hatte er sich eine Hühnerfarm gekauft.

»Indische Juden, die ich als Pächter einsetzte, haben sie nach und nach ausgebaut, und der Ertrag war einigermaßen.« Er seufzt. »Seit den Kriegen der letzten Jahre aber machen mir die Steuern zu schaffen. Alles ist viel schwerer jetzt.«

Besonders schwer, sagt er, sei es für ihn wegen der Kinderlähmung seiner Tochter geworden, vor deren Hilflosigkeit seine Frau zu kapitulieren begonnen habe. »Alle Last und Verantwortung liegt auf mir.« Selbst mein Besuch, wie ich sähe, habe die Frau nicht daran gehindert, sich früh zurückzuziehen. Sie sei weltfremd geworden und nehme nichts mehr so recht wahr. »Sie bemerkt auch nicht, was es mich an Kraft und Überwindung gekostet hat, in meinem Alter noch einmal ins Berufsleben zurückzukehren. Ich habe bei einer Firma als Buchhalter angefangen. Mit den Einnahmen aus der Hühnerfarm waren ja zuletzt gerade noch die Arztrechnungen

für die Tochter zu decken, unser Unterhalt längst nicht mehr.«

Er verfällt in Schweigen, resigniert, wie mir scheint, und da er mit keinem Wort nach meinem Leben in all den Jahren gefragt hat, erkundige ich mich nach der Abfahrtszeit des Busses nach Tel Aviv.

»Du willst schon gehen?«, sagt er. »Nun, dann ...«

»Auf Wiedersehen, Arnim.«

Nie zuvor habe ich dieses »Auf Wiedersehen« als sinnloser empfunden, und noch ehe er die Haustür geschlossen hat, weiß ich, dass es zu keiner weiteren Begegnung mit ihm kommen wird.

Dem Professor Wilfried Markus, einem Naturwissenschaftler voller reger Interessen und Entdeckerfreuden, waren seine sechsundsechzig Jahre nicht anzumerken. Wenn er mit heller Stimme lachte oder sich durch Neuigkeiten erstaunen ließ, haftete ihm etwas Jungenhaftes an. Sein Gang wirkte forsch, ich hatte Mühe, ihm zu folgen, als er sich auf dem Karmel-Markt durch die Menge zwängte, den wachen Blick auf die Verkaufsstände, an denen er »für seine Kinderchen« das Mittagessen besorgte.

Ach ja, die Kinderchen – seine jüngste Tochter erwies sich als ein zierliches blondes Geschöpf von sechzehn Jahren, schweigsam und zurückhaltend; ihr beredtes Mienspiel aber verriet, dass ihr wenig entging. Ihre um ein Jahr ältere, im Wesen weitaus reifere Schwester war ein schönes, fast schon zu selbstbewusstes Mädchen, das dem achtzehnjährigen Bruder Baruch wenn nicht an Intelligenz und vielseitigen Interessen, so doch an bestimmten Lebenserfahrungen einiges vorauszuhaben schien. Der schlanke Junge überragte um einen Kopf seinen Vater, dem er allein der klaren blauen Augen wegen beträchtlich ähnelte, und er missbilligte es stets, wenn der Vater ihn Söhnchen nannte.